

Silke Birgitta Gahleitner, Carina Kamptner und Ute Ziegenhain

Bindungstheorie in ihrer Bedeutung für die Traumapädagogik

In dem einführenden Artikel zum »pädagogischen und therapeutischen Milieu« wurde deutlich, dass den dortigen erfolgreichen Konzeptionen gemeinsam ist, dass das heilsame beziehungsweise förderliche Geschehen im natürlichen Lebensalltag der Kinder und Jugendlichen stattfindet und auf förderlicher menschlicher Begegnungs- und Beziehungsaktivität beruht (siehe Gahleitner in diesem Band). Auch in einer vor einigen Jahren abgeschlossenen Studie in stationären Einrichtungen der Berliner Jugendhilfe (Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin 2009) stellten sich dialogische Beziehungsorientierung im partizipativ geteilten Lebensalltag sowie psychosoziale Vernetzungskompetenz als zentrale Einflussfaktoren für »wirksame Betreuung« heraus. Als basales Qualitätsmerkmal erweist sich ein eng geknüpft Netz aus positiven und verlässlichen Beziehungen, das durch eine angemessene Sozialisationsstruktur und fundiertes Fachwissen über die jeweiligen Problematiken hindurch gewebt wird.

Positive Bindungen bewirken ein Gefühl von »innerer Sicherheit«. Damit verbunden sind Fähigkeiten zur gelingenden Stressregulation sowie grundlegende kognitive Steuerungsprozesse, wie z. B. Aufmerksamkeitssteuerung, Konzentrationsfähigkeit, Impulskontrolle, Frustrationstoleranz, Fähigkeit Entscheidungen zu treffen, vorausschauend zu denken und Handlungen entsprechend zu planen. Sie entwickeln sich in frühen Bindungsbeziehungen (vgl. Ziegenhain/Gloger-Tippelt 2013). Bei traumatisierten Kindern und Jugendlichen, die gewöhnlich in ihren Bindungsbeziehungen massive Misshandlung, Vernachlässigung und/oder sexuellen Missbrauch erfahren haben, sind die Fähigkeiten zur flexiblen Emotions- und Stressregulation bzw. zur flexiblen Steuerung der beschriebenen kognitiven Prozesse gewöhnlich stark eingeschränkt bzw. geschädigt.

»Hoffnungsvolle Bindungen« (Hart 2006), wie sie etwa im Rahmen eines traumapädagogischen Settings angeboten werden, können die Basis dafür sein, neue positive Erfahrungen im Sinne einer »Nachsozialisation« vergangenen traumatischen Erlebnissen gegenüberzustellen. Sie sind zudem Basis erfolgreichen pädagogischen Handelns, wie etwa beim Erkennen bzw. im Umgang mit Grenzen. Der gemeinsame Alltag mit der Gruppe oder Peerbeziehungen entfalten ihre Wirkung auf dem Boden dieses gesamten, aufeinander abgestimmten Betreuungsnetzwerkes (siehe zur konkreten Anwendung auch Lang in diesem Band). Dies kann jedoch nicht gelingen, ohne dass alle Fachkräfte über bindungstheoretische Grundlagen sowie Aspekte

traumatischer Erfahrungen, Belastungen und Bewältigungsmöglichkeiten informiert sind (Gahleitner, 2011a, Kapitel 3–4; vgl. hier und im Folgenden auch Gahleitner, 2011b). Der vorliegende Artikel führt in die wichtigsten Grundlagen der Bindungstheorie und angrenzender Theorien ein, die traumapädagogischer Arbeit essenziell zugrunde zu legen sind.

Bindung und Trauma – zwei antagonistische Systeme?

In aller Regel haben Kinder und Jugendliche, die in die stationäre Jugendhilfe aufgenommen werden, traumatische Erfahrungen *und* fortgesetzte negative Beziehungserfahrungen gemacht. Diese Kombination von Schädigungen hat besondere Implikationen. Ein Trauma als ein »vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten« (Fischer/Riedesser 1998, S. 79) entsteht durch ein erschütterndes Ereignis und geht mit Kontrollverlust, Entsetzen und (Todes-)Angst einher. Das Ausmaß der Traumatisierung ist abhängig von der Art, den Umständen und der Dauer des Ereignisses sowie vom Entwicklungsstand, in dem sich das Opfer zu diesem Zeitpunkt gerade befindet. Zu den Umständen zählt auch, ob es vor, während oder nach der Traumatisierung schützende Faktoren gegeben hat. Ein zentraler Schutzfaktor – stabile Bindungsverhältnisse – fehlt jedoch bei vielen Kindern und Jugendlichen mit traumatischen Erfahrungen in der Kindheit – bei Gewalt, Missbrauch etc. Tatsächlich erleben Kinder Gewalt überwiegend in engen (Bindungs-)Beziehungen bzw. in der Familie. Dies trifft insbesondere für Kinder vom Säuglingsalter bis zu 14 Jahren zu (Ziegenhain/Künster/Besier 2016). Insofern sind hier Bindungsbeziehungen also ein gewichtiger Risikofaktor.

Insbesondere frühe und anhaltende Traumata im sozialen Nahraum verursachen daher bei Kindern Phänomene psychischer Fragmentierung und Desintegration und erschüttern das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit in die Welt grundlegend. Diese Nichtverfügbarkeit stabiler Bindungspersonen erhöht nicht nur das Traumarisiko, sie stellt auch für sich alleine genommen ein Traumarisiko dar und erschwert zusätzlich viele Bewältigungschancen im weiteren Leben. Ein destruktiver Teufelskreis entsteht.

Wenn Bindungspersonen emotional nicht (mehr) verfügbar sind, geht es immer um deren »Abwesenheit« bzw. um Trennung. Es handelt sich dabei um körperliche Abwesenheit und Trennung von der Bindungsperson – besonders dann, wenn diese Trennung unvermittelt stattfindet – und/oder um psychologische Abwesenheit bzw. um gestörte Kommunikation in der Beziehung des Kindes mit seiner Bindungsperson. Letztere betrifft fehlende emotionale Ansprechbarkeit der Bindungsperson bzw. ihre Unfähigkeit, das Kind in belastenden Situationen zu trösten, aber auch die Tatsache, dass sie das Kind aufgrund ihres aggressiven oder bizarren Verhaltens massiv ängstigt (vgl. Ziegenhain 2014). Davon ausgehend, dass Bindung bzw. Nähe zur Bindungsperson Angst insbesondere in unvertrauten Situationen reduziert, sind also hier grundlegende und biologisch angelegte Sicherheitsbedürfnisse von Kindern bedroht.

Diese werden in exklusiven Bindungsbeziehungen erfüllt. Insofern lässt sich nachvollziehen, dass Trennungen bzw. angstausslösendes Verhalten von Bindungspersonen in besonderer Weise entwicklungskritisch sind. Tatsächlich finden sich diese Verhaltensweisen gehäuft bei früh traumatisierten bzw. misshandelten und vernachlässigten Kindern. Es sind Kinder, die gewöhnlich hochunsicher-desorganisiert gebunden sind bzw. mit einer Bindungsstörung diagnostiziert werden (Schleiffer/Gahleitner 2010; Ziegenhain/Fegert 2012).

Tatsächlich zeigen viele Kinder, die in stationären Einrichtungen leben, Symptome hochunsicherer Bindung bzw. von Bindungsstörungen (van IJzendoorn/Schuengel/Bakermans-Kranenburg 1999; Solomon/George 1999). Die Veränderungen manifestieren sich bis hinein in neurophysiologische Strukturen der Kinder und Jugendlichen (Perry/Pollard 1998; Yehuda 2001). Das Verständnis der Neurophysiologie von traumatischer Erfahrung ist daher sehr bedeutsam. Das Gehirn hat die Aufgabe, »ein inneres Abbild der äußeren Welt zu konstruieren, das gleichsam als Schablone dient, an der sich die weitere Entwicklung ausrichten kann« (van der Kolk 1999, S. 50). Aus frühen Traumata entstehen so komplexe Entwicklungsstörungen auf der physischen, psychischen und sozialen Ebene für den gesamten weiteren Lebensverlauf (Felitti 2002).

Ähnliche Beobachtungen machte bereits der Psychoanalytiker, Kinderarzt und -psychiater John Bowlby (1973), der bei sozial benachteiligten Kindern immer wieder auf frühkindliche Vernachlässigung und Trennungen sowie auf Traumata stieß (Gahleitner/Katz-Bernstein/Pröll-List 2013). Aus der Arbeit mit verletzten Familien heraus entwickelte er in der Trilogie »Attachment – Separation – Loss« (2006) die Bindungstheorie. Er begründete eine beziehungsbezogene Perspektive von Entwicklung, nach der Kleinkinder fundamental auf emotionale Fürsorge und Unterstützung, Schutz und (emotionale) Sicherheit angewiesen sind. Demgemäß sind Bindungspersonen diejenigen Personen, bei denen das Kind bei Belastung Nähe und Schutz sucht, und an die es sich wendet, um getröstet zu werden. Damit verbunden ist eine innere Erregung beim Kind (Herzfrequenzanstieg, Anstieg des Cortisolspiegels). Sie klingt erst im Kontakt mit der Bindungsperson wieder ab. Das Bedürfnis, sich zu binden, ist biologisch disponiert und lässt sich als Regulationssystem interpretieren, das insbesondere in Situationen von Verunsicherung und Belastung wirksam wird (Ziegenhain/Fegert 2012). So verstandene sichere Bindung ist Voraussetzung dafür, dass Kinder sich offen Neuem zuwenden, unbelastet explorieren und mit schwierigen Situationen umgehen können.

Die oben dargestellte (emotionale) »Abwesenheit« von Bindungspersonen behindert dagegen unbefangenes »Explorieren« und damit die unbeeinträchtigte Entwicklung von emotionalen, kognitiven und sozialen Fähigkeiten eines Kindes. Über die Interaktion mit Bindungspersonen, über sog. »Mentalisierungsprozesse«, entwickelt der Säugling so allmählich »Arbeitsmodelle« zum Umgang mit sich und mit anderen (Fonagy et al. 2004; Main/Kaplan/Cassidy 1985), sog. Bindungstypen und später Bindungsrepräsentationen (vgl. Ainsworth et al. 1978).

Bindungstheorie im »post-bowlbyischen Zeitalter«

Bowlbys (1973; 2006) ursprünglich durchaus komplex angelegte Theorie, die entwicklungspsychologisches und klinisch-psychoanalytisches Wissen mit evolutionsbiologischem und systemischem Denken verknüpfte, verengte sich in der Rezeption eine Zeit lang stark auf die Mutter-Kind-Dyade und die ersten Lebensjahre. Dies führte vielfach zu der Kritik an der Bindungstheorie, zu individuenzentriert, ethologisch und normorientiert ausgerichtet zu sein (insbesondere Beck-Gernsheim 1981). Heute hat sich die Bindungstheorie jedoch stark »sozial geöffnet«, aktuelle Diskussionen einbezogen (aktuell Drieschner 2011) und lässt sich auch als Entwicklungstheorie im Sinne breiterer Interaktionserfahrungen unter Einbezug gesellschaftlicher und historischer Perspektiven verstehen. Denn gerade in der Traumapädagogik hat man es nie mit isolierten Individuen zu tun, sondern benötigt eine deutlich erweiterte Perspektive. Es geht um die »person-in-environment« (Dorfman 1996), um ein »Gefüge psychischer Sicherheit« (Grossmann/Grossmann 2004, S. 612).

Gelungene oder weniger gelungene Interaktionen werden auf diese Weise zu einem grundlegenden Organisationsprinzip der gesamten weiteren Entwicklung – lebenslang. Es überrascht daher nicht, dass auch in der Forschung immer wieder deutlich wurde, dass »emotional korrektive Erfahrungen« den Erfolg professioneller Begleitung maßgeblich beeinflussen (Alexander/French 1946; Cremerius 1979; Grawe 2004; Orlinsky/Grawe/Parks 1994). Als auslösende Faktoren für die Herstellung und Aufrechterhaltung dieser »emotional korrektiven Erfahrungen« gelten nach diesen Ergebnissen die »unausgesprochene Affektabstimmung« sowie das »affektive Klima« (Brisch 1999, S. 94) im Sinne eines »Mikrokosmos von Feinabstimmungen« (Rahm 2005). Aktuellen Forschungsergebnissen zufolge sind aus dieser Perspektive jedoch neben der Bindungstheorie insbesondere Netzwerktheorien und Theorien sozialer Unterstützung heranzuziehen (Laireiter 2009; Nestmann 2010; Röhrle 2001). Eine darauf ausgerichtete Intervention mit Kindern und Jugendlichen arbeitet daher nicht nur an der Beziehungsdyade, sondern gestaltet nach dem Sozialitätsprinzip durch diese Beziehung hindurch das vergangene, gegenwärtige und zukünftige Beziehungsumfeld der Klient/innen (Mallinckrodt 2001). In der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen spielt dabei häufig auch eine gelungene Einbettung in tertiäre Netzwerke und Kooperationszusammenhänge, z. B. in Kinder- und Jugendhilfestrukturen, eine bedeutsame Rolle (vgl. Gahleitner/Homfeldt 2012; Gahleitner/Homfeldt in diesem Band).

Die Praxis ...

Psychosoziale Fachkräfte verfügen in der Praxis über einen immensen Schatz an fachrelevanten Erfahrungen, häufig fällt es jedoch aufgrund des komplexen Arbeitsalltages schwer, das erworbene Erfahrungswissen systematisch an Konzepte zurückzubinden und selbstbewusst auf die eigene Berufsidentität zurückzugreifen (Gahleitner/Schulze 2009).

Deutlich wurde: Es geht nicht nur um Anerkennung in der Dyade, sondern um die Herstellung von »wertschätzenden Verhältnissen« im gesamten Umfeld. Insbesondere bereits früh in desolate Verhältnisse eingebundene Kinder und Jugendliche sind sichtlich existenziell auf soziale Ressourcen angewiesen, die als positive Gegenhorizonte eine stabile psychosoziale Geborgenheit verbürgen könnten (Keupp 1997). »Dabei können vor allem Erzieher und andere wichtige Personen auch außerhalb der engen Kernfamilie eine entscheidende Rolle spielen« (Grossmann/Grossmann 2002, S. 51). Der unumstritten wichtigste Schutzfaktor sind sogenannte »schützende Inselerfahrungen« (Gahleitner 2005, S. 63). Wie aber stellt man solche »schützenden Inselerfahrungen« her? Psychosoziale Fachkräfte tun dies tagtäglich – häufig intuitiv. Es gibt aber auch gute theoretische Erklärungsmodelle, warum dieser Aspekt in der Entwicklung und zum Schutz von Kindern so wichtig ist. Werden – bindungstheoretisch betrachtet – emotional wichtige Erlebnissequenzen bereits früh von mindestens einer Bezugsperson empathisch unterstützt, so werden »innere Gefühlszustände [...] für das Kind auf der Ebene bewusster sprachlicher Diskurse »verfügbar« « (Grossmann/Grossmann 2004, S. 419).

Für diese Entwicklung braucht das durch traumatische Erfahrungen belastete Kind möglichst viele »emotional korrigierende Erfahrungen« (Brisch 1999, S. 94). »Nach bisherigem Erfahrungswissen kann man davon ausgehen, dass die Korrektur des Verlustes von Vertrauen durch neue positive Erfahrungen über die Verlässlichkeit von Beziehungen der vielleicht wichtigste Ansatzpunkt zur Bearbeitung von traumatischen Erfahrungen ist« (Weiß 2013, S. 113).

Gelungene Beziehungssituationen – gleichgültig ob in einer Therapie, einer Heimsituation oder einer Pflegestelle – werden auf diese Weise Stück für Stück zu einem grundlegenden Prinzip der emotionalen, sozialen und kognitiven Entwicklung: Man nennt diese Prozesse auch »Mentalisierungsprozesse« (Fonagy et al. 2004). Traumatisierte Kinder benötigen daher Alternativ-Erfahrung, d.h. möglichst viele »schützende Inselerfahrungen«, also Räume des Verstehens und des immer wieder neu Anknüpfens an eine konstruktive Veränderungsmöglichkeit, die sich aus den Alltagssituationen ergibt. Dazu benötigt es nicht nur einzelne dyadische Beziehungen, sondern umfassende Beziehungsnetzwerke – bis hinein in konstruktive Vernetzungssettings unter Institutionen (Gahleitner 2011, Kapitel 5). Martin Kühn (2009) und Birgit Lang (2009) sprechen vom Begegnungsrahmen des »Sicheren Ortes«, einem Konzept, das jenem der »schützenden Inselerfahrung« stark ähnelt (Weiß 2013). Stück für Stück können in »emotional-orientierten Dialogen« in solchen Räumen »korrektive Erfahrungen« gemacht und neue Fähigkeiten und Fertigkeiten ermöglicht werden (Kühn 2009, S. 31).

Auf dieser Basis, die dem Grundkonzept folgt, dass Problemlagen und Störungen immer eine biografisch-verstehende Dimension enthalten und damit über psychosoziale Arbeitskonzepte im Alltag verstehbar und veränderbar sind, kann auch eine Stabilisierung physiologischer und psychologischer Reaktionen (Krüger/Reddemann 2009) und eine Erschließung sozialer Ressourcen erfolgen. Auf diese Weise für Kinder in jeder Altersstufe Möglichkeiten und Veränderungsräume zu schaffen, Fertigkeiten wie Körperwahrnehmung, Selbstwirksamkeitserwartungen, soziale Kompetenz so-

wie Emotions- und Sinneswahrnehmungsfähigkeiten bzw. -regulationsfähigkeiten (Schmid 2010) zu erlernen, stellt eine große Chance für die weitere Entwicklung dar und gehört damit zu den grundlegenden Haltungs- und Interventionsbestandteilen der Traumapädagogik. Wie dieses Vorgehen im Einzelnen im konkreten Tun auszugestalten ist, kann sehr unterschiedlich sein. Ein sehr schön ausgearbeitetes Konzept findet sich im Beitrag von Thomas Lang (in diesem Band).

Literatur

- Ainsworth, S. M./Blehar, S./Waters, E./Wall, (1978): Patterns of attachment. New York: Erlbaum.
- Alexander, F./French, Th. M. (1946): The principle of corrective emotional experience. In: Alexander, F./French, Th. M.: Psychoanalytic Therapy. Principles and application. New York: Ronald, S. 66–70.
- Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin (Hrsg.) (2009): Abschlussbericht der Katamnese studie therapeutischer Wohngruppen in Berlin. KATA-TWG. Berlin: allgemeine jugendberatung. www.forschung-stationaere-jugendhilfe.de/downloads/kata-twg_bericht.pdf (Abruf 29.6.2015).
- Beck-Gernsheim, E. (1981): Für eine soziale Öffnung der Bindungsforschung. In: Familiendynamik 20, H. 2, S. 193–200.
- Borg-Laufs, M./Dittrich, K. (Hrsg.) (2010): Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie. Reihe: KiJu – Psychologie und Psychotherapie im Kindes- und Jugendalter, Bd. 15. Tübingen: DGVT.
- Bowlby, J. (1973): Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit. München: Kindler.
- Bowlby, J. (2006): Bindung und Verlust. 3 Bände. München: Reinhardt.
- Brisch, K. H. (1999): Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Cremerius, J. (1979): Gibt es zwei psychoanalytische Techniken? In: Psyche 32, H. 7, S. 577–599.
- Dorfman, R. A. (1996): Clinical social work. Definition, practice and vision. New York: Brunner/Mazel.
- Drieschner, E. (2011): Bindung und kognitive Entwicklung – ein Zusammenspiel. Ergebnisse der Bindungsforschung für eine frühpädagogische Beziehungsdidaktik. Eine Expertise der Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (WiFF). Reihe: WiFF Expertisen, Bd. 13. München: WiFF. www.weiterbildungsinitiative.de/uploads/media/WiFF_Expertise_13_Drieschner_Internet.pdf (Abruf 12.8.2015).
- Felitti, V. J. (2002): Belastungen in der Kindheit und Gesundheit im Erwachsenenalter: die Verwandlung von Gold in Blei. In: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie 48, H. 4, S. 359–369.
- Fischer, G./Riedesser, P. (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Reinhardt.
- Fonagy, P./Target, M./Gergely, G./Allen, J. G./Bateman, A. (2004): Entwicklungspsychologische Wurzeln der Borderline-Persönlichkeitsstörung – Reflective Functioning und Bindung. In: Persönlichkeitsstörungen – Theorie und Therapie 8, H. 4, S. 217–229.
- Gahleitner, S. B. (2005): Neue Bindungen wagen. Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung. Reihe: Personenzentrierte Beratung & Therapie, Bd. 2. München: Reinhardt.
- Gahleitner, S. B. (2011a): Das Therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Gahleitner, S. B. (2011b): Ein therapeutisches Milieu schaffen: Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen für Kinder und Jugendliche. Teil I. In: sozialpädagogische impulse 21, H. 4, S. 4–11.

- Gahleitner, S. B./Homfeldt, H. G. (Hrsg.) (2012): Kinder und Jugendliche mit speziellem Versorgungsbedarf. Beispiele und Lösungswege für Kooperation der sozialen Dienste. Reihe: Studien und Praxishilfen zum Kinderschutz. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gahleitner, S. B./Katz-Bernstein, N./Pröll-List, U. (2013): Das Konzept des »Safe Place« in Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. In: Resonanzen 1, H. 2, S. 184–204. www.resonanzen-journal.org/article/view/237/166 (Abruf 29.6.2015).
- Gahleitner, S. B./Schulze, H. (2009): Psychosoziale Traumalogie – eine Herausforderung für die Soziale Arbeit. In: Klinische Sozialarbeit 5, H. 2, S. 4–7.
- Grawe, K. (2004): Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe.
- Grossmann K. E./Grossmann, K. (2002): Das Eingeschränkte Leben. Folgen mangelnder und traumatischer Bindungserfahrungen. In: Gebauer, K./Hüther, G. (Hrsg.): Kinder brauchen Wurzeln. Neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung. 2. Auflage. Düsseldorf: Walter, S. 35–63.
- Grossmann, K./Grossmann, K. E. (2004): Bindungen. Das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hart, A. (2006): Die alltäglichen kleinen Wunder – Bindungsorientierte Therapie zur Förderung der psychischen Widerstandsfähigkeit (Resilienz) von Pflege- und Adoptivkindern. In: Brisch, K. H./Hellbrügge, T. (Hrsg.): Kinder ohne Bindung. Stuttgart: Klett Cotta, S. 190–222.
- Ijzendoorn, M. H. van/Schuengel, C./Bakermans-Kranenburg, M. J. (1999): Disorganized attachment in early childhood: Meta-analysis of precursors, concomitants and sequelae. In: Development and Psychopathology 11, S. 225–249.
- Keupp, H. (1997): Ermutigung zum aufrechten Gang. Reihe: Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Bd. 35. Tübingen: DGVT.
- Kühn, M. (2009): »Macht eure Welt endlich wieder mit zu meiner!« Anmerkungen zum Begriff der Traumapädagogik. In: Bausum, J./Besser, L./Kühn, M./Weiß, W. (Hrsg.): Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis. Weinheim: Juventa, S. 23–35.
- Krüger, A./Reddemann, L. (2009): Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie für Kinder und Jugendliche. PITT-KID – Das Manual. Reihe: Leben lernen, Bd. 201. 2., unveränderte Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Laireiter, A.-R. (2009): Zur funktionalen Äquivalenz von Sozialer Unterstützung und Psychotherapie. In: Röhrle, B./Laireiter, A.-R. (Hrsg.): Soziale Unterstützung und Psychotherapie. Reihe: Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung, Bd. 18. Tübingen: DGVT, S. 123–189.
- Lang, B. (2009): Stabilisierung und (Selbst-)Fürsorge für pädagogische Fachkräfte als institutioneller Auftrag. In: Bausum, J./Besser, L./Kühn, M./Weiß, W. (Hrsg.): Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis. Weinheim: Juventa, S. 211–219.
- Main, M. B./Kaplan, N./Cassidy, J. (1985): Security in infancy, childhood and adulthood. A move to the level of representation. In: Bretherton, I./Waters, E. (Hrsg.): Growing points in attachment theory and research. Reihe: Monographs of the Society for Research in Child Development, Bd. 50. Chicago: University Of Chicago Press, S. 66–106.
- Mallinckrodt, B. (2001): Interpersonal processes, attachment, and development of social competencies in individual and group psychotherapy. In: Sarason, B. R./Duck, St. (Hrsg.): Personal relationships: implications for clinical and community psychology. Chichester: Wiley, S. 89–118.
- Nestmann, F. (2010): Soziale Unterstützung – Social Support. In: Schröer, W./Schweppe, C. (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Weinheim: Juventa.
- Orlinsky, D. E./Grawe, K./Parks, B. K. (1994): Process and outcome in psychotherapy – noch einmal. In: Bergin, A. E./Garfield, S. L. (Hrsg.): Handbook of psychotherapy and behavior change. 4., überarbeitete Auflage. New York: Wiley, S. 270–376.
- Perry, B. D./Pollard, R. A. (1998): Homeostasis, stress, trauma and adaptation. A neurodevelopmental view of childhood trauma. In: Child and Adolescent Psychiatric Clinics of North America 7, H. 1, S. 33–51.

- Rahm, D. (2005): Bindungsentwicklung – über parallele Aspekte der Entwicklung von Bindungssicherheit in der Mutter-Kind-Interaktion und im therapeutischen Prozess. In: *Beratung Aktuell* 6, H. 3, S. 140–160.
- Röhrle, B. (2001): Soziale Netzwerke. In: Rost, D. H. (Hrsg.): *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie* 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim: PVU, S. 657–668.
- Schleiffer, R./Gahleitner, S. B. (2010): Schwierige Klientel oder schwierige Helfende? – Konsequenzen desorganisierter Bindungsmuster für die psychosoziale Arbeit. In: Gahleitner, S. B./Hahn, G. (Hrsg.): *Klinische Sozialarbeit. Gefährdete Kindheit – Risiko, Resilienz und Hilfen. Reihe: Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung, Bd. 3.* Bonn: Psychiatrie, S. 197–213.
- Schmid, M. (2010): Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe: »Traumasensibilität« und »Traumapädagogik«. In: Fegert, J. M./Ziegenhain, U./Goldbeck, L. (Hrsg.): *Traumatisierte Kinder und Jugendliche in Deutschland. Analysen und Empfehlungen zu Versorgung und Betreuung. Reihe: Studien und Praxishilfen zum Kinderschutz.* Weinheim: Juventa, S. 36–60.
- Schulze, C./Stubenvoll, M./Schäfer, I. (2012): »Sicherheit finden« – Ein stabilisierendes Therapieprogramm für traumatisierte suchtkranke Menschen. In: *Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin* 10, H. 1, S. 59–68.
- Solomon, J./George, C. (1999): *Attachment disorganization.* New York, London: Guilford.
- Van der Kolk, B. A. (1999): Zur Psychologie und Psychobiologie von Kindheitstraumata (Developmental Traumata). In: Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): *Adoleszenz und Trauma.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 32–56.
- Weiß, W. (2013): *Philipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen.* 7. Auflage. Weinheim: Juventa.
- Yehuda, R. (2001): Die Neuroendokrinologie bei Posttraumatischer Belastungsstörung im Licht neuer neuroanatomischer Befunde. In: Streeck-Fischer, A./Sachsse, U./Özkan, I. (Hrsg.): *Körper, Seele, Trauma. Biologie, Klinik und Praxis.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 43–71.
- Ziegenhain, U. (2014): Risikoeinschätzung bei Kindeswohlgefährdung. In: *Deutscher Familiengerichtstag e.V. (Hrsg.): Brühler Schriften zum Familienrecht. 20. Deutscher Familiengerichtstag.* Bielefeld: Giesecking, S. 81–116.
- Ziegenhain, U./Fegert, J. M. (2012): Frühkindliche Bindungsstörungen. In: Fegert, J. M./Eggers, C./Resch, F. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters.* 2. Auflage. Heidelberg: Springer, S. 938–947.
- Ziegenhain, U./Gloger-Tippelt, G. (2013): Bindung und Handlungssteuerung als frühe emotionale und kognitive Voraussetzung von Bildung. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 6, S. 793–802.
- Ziegenhain, U./Künster, A. K./Besier, T. (2016): Gewalt gegen Kinder. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz* 59, H. 1, S. 44–51.